

Pater Rupert Mayer SJ

Der Apostel Münchens*

Walter Rupp, München

Mit der Seligsprechung von Pater Rupert Mayer am 3. Mai 1987 wird der zweite deutsche Jesuit in den Kanon der Seligen und Heiligen aufgenommen (vgl. Farbtafel 1). Bei Petrus Canisius, dem ersten deutschen Jesuitenheiligen (1521–1597), ist der Einwand nie verstummt, daß er nicht Deutscher, sondern Niederländer war. Bei Rupert Mayer (1876–1945) bestehen bezüglich seiner deutschen Herkunft keine Zweifel. Was den Stammbaum dieser beiden großen Männer angeht, soll den

* Vom 26. 11. bis 17. 12. 1986 (täglich 11 bis 19 Uhr) findet in München, Karmeliterkirche (Promenadeplatz / Ecke Karmeliterstraße) eine Ausstellung über P. Rupert Mayer SJ statt, die von der Oberdeutschen Provinz SJ (Seestraße 14, 8000 München 40) veranstaltet wird. Die Wanderausstellung kann an Pfarreien und Klöster, Bildungseinrichtungen und Kulturzentren gegen Kostenbeteiligung ausgeliehen werden. In diesem Zusammenhang sei auf zwei Videofilme hingewiesen:

1. *P. Rupert Mayer und der Nationalsozialismus*. P. Rupert Mayer SJ, als Männerapostel Münchens bekannt, erhielt wegen seines entschiedenen Auftretens gegen den Nationalsozialismus von der Gestapo bereits 1937 Redeverbot. Weil er es nicht beachtete, wurde er verhaftet, verurteilt, ins Gefängnis nach Landsberg und später ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Aufgrund seines bedenklichen Gesundheitszustandes wurde er dann im Kloster Ettal interniert. Nach Kriegsende kehrte er in das zerstörte München zurück. Am Allerheiligentag 1945 starb er. Hunderte von Menschen beten seither täglich an seinem Grab in der Bürgersaalkirche in München. – Der Film von Walter Rupp SJ zeichnet die wichtigsten Stationen der Auseinandersetzung P. Rupert Mayers mit den Nationalsozialisten nach. (40 min; IKM 1986; DM 84,-. Bestellung: Calig-Verlag GmbH, Postfach 1047, 3200 Hildesheim; 051 21 / 169225.)

2. *Flammenzeichen*. Ein Kino-Film über das Leben des Münchner Jesuitenpaters Rupert Mayer: Er war ein Kämpfer für die Kirche, für die Armen und die Aussöhnung der Menschen. Ein Priester, der in Zeiten der Willkür und des Schreckens furchtlos von der Kanzel für die Freiheit des Christen eintrat. Ein Christ, der als einer der ersten vor Hitler warnte. Als unermüdlichen Prediger und Seelsorger haben ihn die Menschen in Erinnerung und suchen bei ihm heute noch Rat und Hilfe. (82 min; Produktion: Franz Seitz; Video-Dienst 1986; DM 99,-. Bestellung: Richard Müller SJ, Video-Dienst, Kaulbachstraße 31a, 8000 München 22; 089/2386-318.)

Für die Erstellung des vorliegenden Beitrags wurden folgende Quellen, die teilweise nur über das Archiv der Oberdeutschen Provinz SJ zugänglich sind, durch den Autor herangezogen:

Briefe Rupert Mayers zwischen 1899 und 1944. – Rupert Mayer: „Der Nationalsozialismus und meine Wenigkeit“. – Schulbogen Landsberg. – Prozeßakten im Bayer. Staatsarchiv München.

Bildnachweis: Farbt. 1: Dia-Archiv R. Müller SJ, München; Farbt. 2 und 3: M. Prugger, München; Farbt. 4: Echter Verlag, Würzburg.

Die Redaktion.

Ahnenforschern überlassen bleiben. Sicher ist, daß sie in ihrem Denken und in ihrer Haltung von ihrem Orden geprägt worden sind und in geistiger Hinsicht verwandte Züge an sich haben. Beide besaßen das Charisma, das gerade zu ihrer Zeit von besonderer Bedeutung war: die Geister zu unterscheiden. Beide hatten ein Gespür für die Zeichen der Zeit. Beide stellten ihre ganze Kraft in den Dienst der Kirche und zeichneten sich durch ihr „Sentire cum ecclesia“ (das Fühlen mit der Kirche) aus. Beide wirkten vor allem von der Kanzel aus und fanden durch ihre Predigt weithin Beachtung. Beide waren gottverbundene Männer, denen es nicht um sich, sondern um die größere Ehre Gottes ging. Das geht aus dem geistlichen Tagebuch hervor, das Canisius hinterließ, und aus dem Erlebnisbericht „Der Nationalsozialismus und meine Wenigkeit“, den P. Mayer auf Weisung seines Provinzials am Ende seines Lebens schrieb.

Trotz dieser Parallelen ist das Leben dieser beiden großen Männer nur schwer miteinander zu vergleichen. Petrus Canisius reiste unermüdlich durch die Lande. Er wurde von den Fürstenhäusern und vom Papst als Ratgeber geholt. Er wirkte nachhaltig als Schriftsteller und hatte viele Jahre die Verantwortung für seine Ordensprovinz zu tragen. P. Mayer wirkte dagegen, von wenigen Jahren abgesehen, immer nur an einem Ort, in München. Er wurde nie zum Oberen ernannt und war schriftstellerisch überhaupt nicht begabt. Er hatte außerdem auf die Machthaber seiner Zeit keinerlei Einfluß, ja, er wurde von ihnen als einer ihrer gefährlichsten Feinde bekämpft. Eine andere Zeit hat etwas anderes von ihm gefordert und aus ihm eine andere Persönlichkeit gemacht.

Der neu in den Heiligenkalender aufgenommene Rupert ist weder bei den Heiligen einzuordnen, die schon von Kindheit an durch häufiges Fasten, durch anhaltendes Gebet, durch fromme oder tugendhafte Haltung auffielen, noch bei den Heiligen, die sich aufgrund eines einschneidenden Konversionserlebnisses zur Umkehr durchgerungen haben. In seinem Leben gab es nicht – wie im Leben des Apostels Paulus – ein Damaskus. Er brauchte nicht – wie Augustinus in seinen Bekenntnissen – mit einer sündigen Vergangenheit abzurechnen und nicht – wie sein Ordensvater Ignatius – eine auf Zerstreuung ausgerichtete Lebensweise aufzugeben. Seine Verwundung im Sultatal 1916, die eine Beinamputation zur Folge hatte, ist nicht mit dem Ereignis auf der Festung Pamplona zu vergleichen, das den Offizier Iñigo de Loyola auf dem Krankenlager zwang, über den Sinn seines Lebens nachzudenken.

Im Leben des jungen Rupert gibt es keine große Wende von einer Zeit, als er noch nicht gläubig war, zu einer Zeit, da er gläubig wurde, nicht das „Davor“ und das „Danach“. Er bedurfte keiner Abwendung

von einem Irrweg und einer Hinwendung zu Gott. Bei ihm stimmte die Richtung immer. Er ist auch nicht – wie die Asketen unter den Heiligen – durch freiwillig auferlegte Entsagungen und Opfer Sprosse für Sprosse auf der Leiter zur Vollkommenheit emporgestiegen. Er verhielt sich eher passiv und ließ sich aus der Überzeugung heraus, daß Gott alles fügt – dieser Gedanke kehrt in seinen Briefen häufig wieder –, von Gott führen. Er hat sich vor allem den Anforderungen seines Berufes und seiner Zeit gestellt und ist so allmählich zur Heiligkeit gereift.

Berufsziel: Jesuit

Der junge Rupert fiel während seiner Kindheit und Jugendzeit durch keine Besonderheiten auf. 1939, anlässlich seines 40jährigen Priesterjubiläums, erzählte P. Mayer von sich, schon früh habe sich in ihm das Reiterblut geregt, er habe sich in die Pferde allzu sehr verliebt, und im Turnen habe er seine besten Noten heimgebracht. Und er fügte selbstkritisch hinzu, er sei als Jugendlicher ein so arger Patriot gewesen, daß er sich weigerte, eine fremde Sprache zu sprechen. Auch als Student war Rupert Mayer nicht viel anders als andere Studenten. Er machte das Studententreiben mit, hatte am Fechten und Tanzen Gefallen und musizierte gern mit einem Mädchen, das – wie er bemerkte – sehr häßlich war und später nie schöner geworden ist.

Was den jungen Rupert von seiner Umwelt unterschied, war seine religiöse Aufgeschlossenheit. Er hatte den Eindruck, in seiner Heimatstadt Stuttgart herrsche ein religiös indifferentes, z. T. auch antikatholisches Klima, und er versuchte, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Ihm bedeutete der Glaube viel, und er fühlte sich mit der Kirche eng verbunden. Schon während seiner Gymnasialzeit dachte er an den Priesterberuf und daran, dieses Ideal in einem Orden zu verwirklichen. „Ich wollte schon als Student Ordensmann werden“, schreibt er, „zuerst habe ich mit den Dominikanern geliebäugelt, die ich in Freiburg in der Schweiz kennenlernte... Dann bin ich nach Beuron gefahren, da kam ich mit den Benediktinern in Berührung, die natürlich glaubten, daß ich Benediktiner werde... Schließlich habe ich mich bei den Jesuiten gemeldet.“

Zwei Gründe veranlaßten ihn, diese Absicht aufzuschieben: einmal Rücksicht auf seinen Vater, der darauf bestand, daß sich sein Sohn noch länger prüfe und als Seelsorger erst Erfahrungen sammeln soll, und dann der Zweifel, ob er über die Begabungen verfüge, die der Jesuitenorden von seinen Mitgliedern verlangt. Deshalb begann er zunächst mit dem Studium der Theologie und trat 1898 in das Rottenburger Priesterseminar ein, ein Jahr vor seiner Priesterweihe. Er empfand die Lebens-

weise dort als außerordentlich streng und legte Wert darauf, daß man ihm „äußerlich den Priesteramtskandidaten nicht anmerkte“. Er gab auch die Kontakte, die er vorher geknüpft hatte, nicht auf. Die Frage, ob ihm die für den Jesuitenorden nötigen Talente fehlen, beschäftigte ihn weiter, auch noch nachdem er Vikar geworden war. Die Antwort eines Jesuiten, den er in dieser Sache zu Rate gezogen hatte, „ein gesunder Menschenverstand reiche völlig aus“, beseitigte schließlich seine Zweifel. In einem Brief an seine Eltern, in dem er von dieser Antwort berichtet, fügt er die Bemerkung bei: „Wenn ich auch meine geistige Begabung nicht hoch anschlage, einen gesunden Menschenverstand kann ich mir nicht absprechen.“ Dieser Satz macht deutlich, daß er sich richtig einzuschätzen wußte. Das gesunde Urteil und die Fähigkeit, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, waren Eigenschaften, die ihn auszeichneten.

Was der junge Vikar Mayer als richtig erkannt hatte, verstand er schon damals entschieden zu vertreten. Dem bischöflichen Ordinariat in Rottenburg, das es nicht sehr eilig hatte, ihm, der ein hervorragender Seelsorger zu werden versprach, die Genehmigung für seinen Ordenseintritt zu erteilen, schrieb er, daß „der gehorsamst Unterzeichnete entschlossen ist, in das Noviziat der Gesellschaft Jesu einzutreten“. Seinen Eltern, die von seiner Absicht nicht begeistert waren und noch hofften, daß er sie vielleicht doch nicht verwirkliche, teilte er mit: „Die Berufsfrage ist nun endgültig geklärt, ein Rücktritt meinerseits ist ausgeschlossen.“ Gegen Ende seiner Noviziatszeit setzte er seinen Bischof, der auf seine Bitte um Freistellung geantwortet hatte: „Was fällt Ihnen ein, das gibt es nicht, Sie müssen bei uns bleiben“, davon kurz und so bestimmt in Kenntnis, daß nicht der geringste Zweifel bleiben konnte über seinen Entschluß, die Ordensgelübde abzulegen, und er fügte die Bitte bei, man möge ihn jetzt aus dem Diözesanverband entlassen.

Im Noviziat und während der darauffolgenden Studienzeit im Orden hatte Rupert Mayer nur die Sorge, man könnte ihn seiner schwachen Gesundheit wegen entlassen oder später vielleicht für „die aufreibende Tätigkeit eines Missionars im Ausland oder Inland nicht gebrauchen“, „wozu er sich am meisten hingezogen fühlte“. Um das zu verhindern, führte er den Achtstundenschlaf ein, trank viel Milch, spielte Tennis und hielt sich viel im Freien auf. Vor allem aber mühte er sich mit der ihm eigenen Konsequenz, „die Gesinnungen in die Tat umzusetzen und mit allen Kräften daran zu arbeiten, sich für seinen Beruf auszubilden!“ Der Ordenseintritt war für ihn nicht nur irgendeine Veränderung, sondern ein neuer Abschnitt seines Lebens.

Seelsorger und Nothelfer

Auf dem Fragebogen, den P. Mayer 1937 bei seiner Einlieferung ins Landsberger Gefängnis auszufüllen hatte, nannte er als Motiv für seine Berufswahl: „Liebe zu den Menschen“. Der Priester- und Ordensberuf war für ihn immer Dienst am Menschen. Mit dieser Einstellung kam er 1912 nach München. Er war schon einige Jahre als Volksmissionar tätig gewesen und brachte deshalb Erfahrungen als Seelsorger mit. Die Landeshauptstadt zählte damals nicht ganz 600 000 Einwohner. Da in der Kulturkampfzeit die Jesuiten zu Reichsfeinden erklärt worden waren und innerhalb der deutschen Reichsgrenzen keine Niederlassungen gründen durften, war das ein Verstoß gegen ein Gesetz.

P. Mayer hatte von seinen Ordensoberen den Auftrag erhalten, sich der Zuwanderer anzunehmen, von denen jährlich 8000 bis 10000 nach München kamen. Was er tat, war harte Pionierarbeit. Seine Gemeinde setzte sich zusammen aus einfachen Leuten, aus Arbeitern, Lehrlingen und Dienstmädchen; sie war bunt gemischt und weit über die Stadt zerstreut. Seine Wohnung, die Rottmannstraße 1, wurde mehr und mehr zu einem Treffpunkt. Von hier aus machte er auch ungezählte Hausbesuche. Bald zeigte sich, daß P. Mayer ein talentierter und eifriger Seelsorger war und die besondere Gabe hatte, mit den verschiedensten Menschen umzugehen, ja die Zeichen der Zeit verstand und neue Wege ging.

1914 gründete er, aus der Einsicht heraus, daß eine moderne Seelsorge auf die Mitarbeit einsatzbereiter Helfer nicht verzichten darf, zusammen mit zwei Priestern die Schwesterngemeinschaft der Heiligen Familie. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges hielt er es für seine Pflicht, sich für die Militärseelsorge zur Verfügung zu stellen. Den Vorwurf, der den Katholiken seit dem Kulturkampf gemacht wurde, daß sie schlechte Staatsbürger seien, hoffte er durch seine Einsatzbereitschaft zu entkräften. Von diesem Hintergrund aus ist zu verstehen, daß er über die Verleihung seiner Kriegsauszeichnung, die hinausgezögert worden war, „weil man doch einem Jesuiten eine so hohe Auszeichnung nicht geben kann“, Genugtuung empfand. Wie der Apostel Paulus den auf ihre Abstammung stolzen Juden gern entgegenhielt: „Auch ich bin ein Hebräer“, so zeigte er sich hin und wieder in der Öffentlichkeit mit seinen Orden, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß er es, was die Vaterlandsliebe angeht, mit den Nazis, die viel davon redeten, aufnehmen konnte.

Aus den Briefen, die P. Mayer nach seiner schweren Verwundung 1916 und nach seiner Beinamputation 1917 schrieb, spricht ein starkes und bewundernswertes Gottvertrauen. Obwohl er eingesteht, „er habe

um sein Leben nichts mehr gegeben, andere nur wenig“, und obwohl man allgemein befürchtete, er werde die schwere Operation nicht überstehen, fügt er die Bemerkung bei, aus der eine große Hoffnung spricht: „Es gibt so viele Posten und Pöstchen, daß sich für mich auch etwas finden wird... Wenn auch einmal meine Bewegungsfreiheit später ziemliche Einschränkungen erfahren dürfte, so macht mir dies nicht die geringste Sorge.“

Es ist erstaunlich, mit welchem Engagement und wie erfolgreich der nach München Zurückgekehrte sein seelsorgliches Wirken, trotz starker Behinderung, fortsetzte. Man kann sagen, daß er in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg eigentlich erst am Anfang seines Wirkens stand. Als er 1921 ein neues Arbeitsfeld erhielt, die Männerkongregation am Bürgersaal, gelang es ihm innerhalb kurzer Zeit, eine Reihe neuer Pfarrgruppen zu gründen und die Zahl der Mitglieder von 2500 auf 8000 zu steigern (vgl. Farbtafel 4). „In den zwanziger Jahren“, so schreibt er in seinen Erinnerungen, „reiste ich landauf und landab, suchte die Männerwelt zusammenzufassen und im katholischen Glauben zu festigen.“ 1925 führte er – als wäre er mit seinen Gruppen und seiner umfangreichen Predigtstätigkeit nicht ausgefüllt – im Münchner Hauptbahnhof die Gottesdienste für Sportler und Ausflügler ein, zu denen von Jahr zu Jahr mehr Besucher kamen. 1934/35, kurz bevor die Gottesdienste von den Nationalsozialisten verboten wurden, waren es über 75000.

Schon lange vor seiner Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten war P. Mayer der bekannteste und angesehenste Priester der Landeshauptstadt und weit darüber hinaus. Er war eine Persönlichkeit, von der eine besondere Wirkung ausging. Seinen pastoralen Leitsatz: „Alles Harte und Abstoßende in eine liebenswürdige Art umzuformen, um die Menschen für Christus zu gewinnen und die Religion den Menschen liebenswert zu machen“, erfüllte er zuerst selbst. Und wenn er gern hervorhob: „Wo die Liebe eine untergeordnete Rolle spielt, da müßte man von einem Abfall vom Christentum sprechen“, wußte jeder, daß bei ihm die Liebe allem anderen übergeordnet war.

Um sich selbst war er am wenigsten besorgt und gab sich mit dem Einfachsten zufrieden. Er gönnte sich nur wenig Schlaf, um viel Zeit für andere zu haben. Als er noch Vikar in Spaichingen war, wandte er sich des öfteren mit der Bitte an sein Elternhaus: „für ein braves Mitglied des Gesellenvereins“, „für eine Witwe, deren Bretterboden ersetzt werden muß“, das Geld von seinem Konto abzuheben. Oft sagte er denen, die ihm Geschenke brachten: „Wenn Sie mir etwas geben wollen, geben Sie mir's für die Armen, da machen Sie mir die größte Freude.“ Er gab an zehn Leute, auch wenn neun davon das Almosen vielleicht nicht

brauchten, damit der, der es wirklich nötig hatte, nicht übergangen würde. Trotz seines Standpunktes, daß einer, der noch nie angeschmiert wurde, auch noch nichts Gutes getan hat, versäumte er meist nicht, die Angaben seiner Bittsteller zu überprüfen. Die soziale Haltung gehörte so sehr zu P. Mayer, daß er noch im Gefängnis das, was gute Leute für ihn brachten, durch den Arzt oder den Wachtmeister an kranke Gefangene verteilen ließ.

Das Sprechzimmer war der Ort, an dem P. Mayer am meisten in Anspruch genommen wurde. Täglich kamen 60 bis 70 Besucher mit den verschiedensten Anliegen zu ihm: Manche suchten Verständnis oder seinen Rat, manche eine Schlafstelle, manche baten ihn um Nahrungsmittel oder Geldbeträge. Er war Seelsorger und Caritasapostel zugleich und meist der 15. Nothelfer, der dann einspringen mußte, wenn es keinen Ausweg mehr gab.

Prediger wider den Ungeist

Zu seiner Zeit war der Begriff „Politische Theologie“ noch nicht bekannt; aber daß ein Prediger auch politische, gesellschaftliche oder weltanschauliche Fragen ansprechen muß, wenn sie den Glaubensbereich berühren, war für P. Mayer selbstverständlich. Er machte sich mit den geistigen Strömungen seiner Zeit vertraut, um einer Auseinandersetzung gewachsen zu sein. Er las regelmäßig und ausführlich, was die Zeitungen schrieben, und studierte die Schriften der „Gegner“ gründlich, um unrichtigen, verleumderischen und antikirchlichen Behauptungen begegnen zu können. In den Jahren zwischen 1920 und 1923 besuchte er oft die Versammlungen der verschiedensten politischen Parteien und meldete sich dort zu Wort. Auf diese Weise lernte er schon 1919 Hitler kennen und stellte fest: „Er ist ein ausgezeichnete Volksredner, aber er hetzt und nimmt es mit der Wahrheit nicht genau.“ Weiter nahm er daran Anstoß, daß die Hitlerbewegung das, was dem Staat nützt, als Maßstab der Sittlichkeit verkündete und die Bibel als Judenbuch abtat. Den Anwesenden einer Versammlung der NSDAP, die ihm zunächst dröhnenden Applaus entgegenbrachte, sagte er, er müsse sie enttäuschen, er werde jetzt dartun, daß ein gläubiger Katholik nicht Nationalsozialist sein kann.

Wenige sahen so klar wie er. Dank seines gesunden Menschenverstandes ließ sich P. Mayer weder durch die allgemeine nationale Aufbruchstimmung noch durch geschickte propagandistische Täuschungsmanöver beirren. Für ihn bestand von Anfang an kein Zweifel, daß Nationalsozialismus und Christentum unmöglich miteinander in Einklang zu

bringen sind, und er scheute sich auch nicht nach 1933, als die Nazis an die Macht gekommen waren, dies unermüdlich zu wiederholen. Von der Geschmeidigkeit jener Intellektuellen, die sich darauf verstanden, auch die schlimmsten NS-Thesen so lange zurechtzukneten, bis sie ihnen schließlich annehmbar erschienen, hielt er nichts. Ebensowenig glaubte er an jene weitverbreitete naive Meinung, mit der sich viele selbst belogen haben: Es sei möglich, mit Klugheit und Kompromißbereitschaft auf die Entwicklung dieser Bewegung mäßigend zu wirken, ja durch eigene Mitarbeit vielleicht sogar Schlimmeres zu verhindern. Für ihn stand fest: Kooperation mit diesem gottwidrigen System, das sich einen Totalitätsanspruch anmaßt und neben sich keine andere Macht duldet, kann es niemals geben (vgl. Farbtafel 2). Er sprach von Anfang an davon in seinen Predigten: „Starke Kräfte sind am Werk, nicht nur den Katholizismus oder den Protestantismus, sondern das Christentum zu vernichten.“ Für einen Christen ist es darum nicht möglich, eine Partei zu wählen, die eine neue Glaubensgemeinschaft propagiert und die Kirche überflüssig machen will und die dieses Ziel durch Einschüchterung und mit Gewalt verfolgt.

Die Leute waren von diesem Prediger beeindruckt, der sich traute, „es ihnen wieder einmal zu sagen“. P. Mayer war kein Redner, der durch Brillanz seiner Gedanken oder durch sprachliche Geschliffenheit bestach, sondern durch seine geradlinige und furchtlose Art, wie er für die Wahrheit eintrat. Das Argument der Geheimen Staatspolizei, andere Geistliche glaubten auch nicht – so entschieden wie er – für die Rechte der Kirche eintreten zu müssen, machte auf ihn keinen Eindruck. Er sagte darauf nur: „Jeder sehe zu, wie er es treibe.“ Er ließ sich nie darauf ein, was ein Prediger noch sagen dürfe und was ihm als Einmischung in die Politik zum Vorwurf gemacht werden könne. Seine Predigten waren weniger theoretische Glaubensunterweisungen, sondern vielmehr auf das christliche Handeln ausgerichtet. Er klammerte dabei die brisanten Fragen seiner Zeit nicht aus und setzte sich mit ihnen kritisch und zuweilen auch polemisch auseinander. Diese Form der Auseinandersetzung nannte er religiöse Notwehr. Von dem Vorschlag Kardinal Faulhabers, er möge, um einer erneuten Verhaftung vorzubeugen, bei seinen Frühgottesdiensten nur das Evangelium verlesen, wollte er nichts wissen und wandte ein, sein Schweigen würde als Nachgeben ausgelegt und viele Gläubige enttäuschen. Für ihn war der Zeitpunkt gekommen, „wo man mit Rücksicht auf höhere Güter, die bedroht sind, die ungeschminkte Wahrheit sagen muß, selbst auf die Gefahr hin, sich dadurch schwer zu schaden“, wo man in Zorn geraten muß wie Moses, der das Goldene Kalb zertrümmerte.

Die Drohung mit dem Kanzelparagraphen, mit dem das NS-Regime kritische Geistliche zu reglementieren und einzuschüchtern suchte, zeigte bei ihm keine Wirkung. Er erklärte unmißverständlich: „Ich habe mir nie den Kopf darüber zerbrochen, ob ich in meinen Predigten in Widerspruch mit dem Kanzelparagraphen oder mit den Bestimmungen des Heimtückegesetzes geraten würde.“ Und er erlaubte sich den Hinweis, daß er, was das Predigen betrifft, allein seinen kirchlichen Oberen gegenüber verantwortlich sei und nicht den staatlichen Stellen. Es ist erstaunlich, wie die so mächtige NS-Diktatur durch diese Art gewaltlosen Widerstandes in nicht geringe Verlegenheit geriet.

Vor dem Sondergericht

Lange bevor die Nationalsozialisten zur Macht gekommen waren, war ihnen P. Mayer aufgefallen und von ihnen als Gegner eingestuft worden. Bald nach 1933 ging die Abteilung „Kirchenüberwachung“ beim Münchner Polizeipräsidium daran, ihn regelmäßig zu beobachten und alles festzuhalten, was an seinem Verhalten oder an seinen Predigten mißfiel. In seiner Personalakte wurde vermerkt, er befasse sich auf der Kanzel mit Politik, übe Kritik an den Maßnahmen der Partei, erlaube sich staatsfeindliche Äußerungen, führe eine aufreizende Sprache, grüße niemals mit dem Deutschen Gruß und rede vom Führer nur als von „Herrn“ Hitler. Man hatte fleißig belastendes Material gegen ihn gesammelt, und es war abzusehen, daß man bald gegen ihn vorgehen werde.

Da P. Mayer keinerlei Bereitschaft zeigte, sich an das von der Geheimen Staatspolizei in Berlin am 8. April 1937 über ihn verhängte und für das gesamte Reichsgebiet geltende Redeverbot zu halten, wurde er festgenommen und – da er nicht bereit war, seine Erklärung vor der Gestapo zurückzunehmen (s. nebenstehende Seite) – in Untersuchungshaft nach Stadelheim gebracht. Am 22. Juli 1937 wurde Pater Rupert Mayer im Münchner Justizpalast vor ein Sondergericht bestellt. In der in Amtsdeutsch verfaßten Anklageschrift wurde er beschuldigt, „fortgesetzt öffentlich hetzerische Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und deren Anordnungen gemacht zu haben, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben“, und durch die gleiche Handlung „fortgesetzt als Geistlicher in Ausübung seines Berufes in Kirchen vor mehreren Personen Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand von Erörterungen gemacht zu haben“.

Wie wenig sich der Angeklagte einschüchtern ließ, zeigt sein offensives Verhalten während des Prozesses. Er drängte das Gericht sogar in

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle München
B. Nr. 11.1. B

München, 9. Juni 1918

Erklärung:

Ich erkläre, dass ich im Falle meiner Freilassung trotz des gegen mich verhängten Redeverbotes nach wie vor, sowohl in den Kirchen Münchens als auch im übrigen Bayern, aus grundsätzlichen Erwägungen heraus, predigen werde.

Ich erkläre insbesondere, dass ich auch in Zukunft von der Kanzel herab in der bisherigen Form die Kirche gegen etwaig Angriffe mit aller Entschiedenheit und Offenheit und Schärfe, aber ohne persönlichen Angriff verteidigen werde.

Ich werde auch weiterhin in der von mir bisher geübten Art und Weise predigen, selbst dann, wenn die staatlichen Behörden, die Polizei und die Gerichte, meine Kanzelreden als strafbare Handlungen und als Kanzelmisbrauch bewerten sollten.

Vorgelesen genehmigt und unterschrieben

Rupprecht Mayer

die Defensive, indem er ein Führerwort zitierte: „Deutsch sein heißt wahr sein“, und daraus ableitete, man müsse auch bereit sein, die Wahrheit zu ertragen.

Die Verhandlungsführung war nicht gehässig und eher darauf angelegt, einen Schuldspruch zu umgehen. Der Richter, der sehr wohl wußte, daß dieser Angeklagte nicht in moralischer Hinsicht schuldig geworden war, sondern aus rein politischen Gründen vor Gericht stand, hielt fast ängstlich Ausschau nach einem Ausweg, wie er in dieser prekären Angelegenheit den Angeklagten möglichst glimpflich davonkommen lassen konnte, ohne sich selbst damit Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er hätte gern gesehen, daß Pater Mayer sich weniger grundsatztreu verhalten hätte und auf die ihm angebotenen Kompromisse eingegangen wäre. Als er den Angeklagten darüber belehrte, daß man doch auch dem Staat Gehorsam leisten müsse, mußte er sich von P. Mayer belehren lassen, das gelte doch wohl nur für die erlaubten Dinge.

Der Richter tat sich schwer. Er konnte seine Enttäuschung nicht ganz verbergen, daß dieser Angeklagte ihm, der doch gehalten war, diesen Prozeß mit einem für die NS-Partei zufriedenstellenden Ergebnis abzuschließen, so wenig entgegenkam, als könne er nicht verstehen, daß man in einem solchen Staat nur dann überleben kann, wenn man bereit ist, von seiner Überzeugung – wie das so viele ohne allzu große Skrupel taten – Abstriche zu machen. Als der Richter in seiner Hilflosigkeit für seine Situation um mehr Verständnis bat und äußerte: „Glauben Sie, es ist für uns angenehm, daß wir hier sitzen müssen?!“, sagte ihm der Angeklagte: „Da bin ich lieber Angeklagter. Das Gefängnis ist für mich besser als tausend Vorträge“, und P. Mayer erlaubte sich dann, dem Richter einen Abschnitt aus einem Paulusbrief vorzulesen: „Ihr sollt wissen, daß meine jetzige Lage mehr zum Fortschritt des Evangeliums beigetragen hat als alles, was ich bisher getan habe.“ (Phil 1, 12)

Der Sondergerichtsprozeß endete am 23. Juli 1937 mit der Urteilsverkündung. P. Mayer wurde im Namen des Deutschen Volkes wegen fortgesetzten Vergehens gegen den Kanzelparagraphen und das Heimtückegesetz zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten, abzüglich sechs Wochen erlittener Untersuchungshaft, sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens und der Strafvollstreckung verurteilt. Tags darauf spendeten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ diesem Urteil Beifall: „Die Verhandlung und ihr Ergebnis haben von neuem den Beweis geliefert, daß jeder, der als Friedensstörer die so schwer errungene Einheit des Volkes in Gefahr bringt, streng zur Rechenschaft gezogen wird, ohne Rücksicht darauf, ob und welche Verdienste er für sich früher einmal erworben und welche Stellung er heute innehat.“ (MNN, No 198) Für jeden, der



Farbtafel 1: Das Porträt malte ein Häftling der Strafvollzugsanstalt Landsberg. Es zeigt Pater Rupert Mayer SJ. Geboren in Stuttgart (1876); gestorben in München (1945); Seligsprechung durch Papst Johannes Paul II. (1987).



Farbtafel 2: Der Sieg des Erzengels Michael über den Satan. Bronzegruppe (1588) von H. Gerhard an der Fassade von St. Michael (München), wo Pater Rupert Mayer oft predigte.



Farbtafel 3: Kreuzkapelle in St. Michael (München). Hier starb Pater Rupert Mayer an Allergien, am 1. November 1945.



Farbtafel 4: Die Fassade der Bürgersaalkirche in München. In dieser Kirche befindet sich das Grab von Pater Rupert Mayer. (Rückseite einer von der ungarischen Künstlerin Katalin Miletics entworfenen Plakette zum Gedenken an ihn.)

„Mögen Sie am Ende Ihres Lebens sprechen können: Durch meine Schuld ist niemand verlorengegangen. Ich habe mich der Armen und Verlassenen mit besonderer Liebe angenommen. Ich habe zu den Kranken meine Schritte gelenkt, und es war mir dabei kein Weg zu weit und keine Stunde zu unbequem bei Tag und bei Nacht. Ich habe nie gebunden, wo ich lossprechen durfte, aber auch nie losgesprochen, wo ich binden sollte. Ich habe nie geschwiegen, wo ich reden sollte, und nie geredet, wo ich schweigen sollte. Menschenfurcht war nie von Einfluß auf mein Tun und Lassen; mein ganzes Streben ging einzig daraufhin zu tun, wozu ich von Gott gesandt worden bin.“

(Aus Prälat Mangolds Primizpredigt für Rupert Mayer)

zu lesen verstand, war klar, daß diese Sätze eine Warnung an alle sein sollten, die noch nicht begriffen hatten, daß der nationalsozialistische Staat sich stark genug fühlte, es mit jedem Gegner aufzunehmen, mochte er auch ein so hohes Ansehen und einen so starken Rückhalt in weiten Kreisen der Bevölkerung haben, wie das bei diesem Angeklagten der Fall war.

Strafgefangener um des Glaubens willen

Kurz nach seiner Einlieferung in die Strafvollzugsanstalt Landsberg hatte P. Mayer verschiedene Fragen zu beantworten. Auf dem auszufüllenden Schulbogen notierte er die Sätze: „Nach einem Leben reich an Erfolgen, aber auch reich an Enttäuschungen und Undank, landete ich nun glücklich im Gefängnis. Ich bin mit diesem Los aber keineswegs unzufrieden: ich empfinde dies nicht als Schande, sondern als Krönung meines Lebens.“

Am meisten litt der Häftling P. Mayer unter der Wache, die alle zwei Stunden durch das Gefängnis ging und ihn durch ihr lautes Auftreten weckte. Während der Zeit seiner Haft zeigte er eine Anpassungsfähigkeit, die man nur durchhalten kann, wenn man sich allen materiellen Dingen gegenüber eine große Freiheit angeeignet hat und „mit dem Überfluß und mit Entbehrungen zurechtzukommen weiß“. Erstaunlich ist, wie schnell und wie klaglos er in der Lage war, sich auf seine neue Situation einzustellen. Er hatte immer schon „seine Lebensbedürfnisse auf das Mindestmaß beschränkt und die äußerste Armut geübt“. Jetzt, da er mit dem, was ihm noch geblieben war, mit Zahnbürste, Kamm und Seife, Brevier und Rosenkranz, auskommen mußte, war das für ihn kein großes Problem. Seine Anspruchslosigkeit und seine außerordentliche Fähigkeit, sich in jeder Lage zurechtzufinden, haben entscheidend dazu beigetragen, daß P. Mayer mit seinem harten Schicksal in so bewundernswerter Weise fertig wurde. In all den Jahren seiner Haft und Internierung unterwarf er sich einer selbst auferlegten Tagesordnung. Er empfand es sogar als angenehm, daß er nun seine ganze Zeit auf das Gebet und auf das Studium verwenden konnte.

Ja, er konnte von sich sagen, er leide weder unter dem Ausbleiben des gewohnten Besucherstroms noch unter dem Verlust der Freiheit, noch darunter, zum Schweigen verurteilt zu sein. Am 8. Februar 1938 schrieb er seinem Provinzial: „Meine Gedanken an die einzelnen Arbeiten suche ich völlig auszuschalten. Ich bin jetzt nur Strafgefangener.“ Diese Einstellung, daß er innerlich nicht gegen sein Schicksal aufbegehrte, sondern es als den Willen Gottes auf sich nahm, half ihm, seine Situation zu meistern.

Es plagte ihn vor allem eine Sorge: Seine Vorgesetzten könnten seinetwegen, nur um eine Hafterleichterung oder eine Amnestie für ihn durchzusetzen, zu falschen Zugeständnissen bereit sein. Er wollte davon nichts wissen und schrieb deshalb seinem Provinzial: „Jetzt bin ich lieber im Gefängnis als draußen unter Einhaltung des Redeverbotes. Ich bin seitdem wie von einem Gewissensdruck befreit... Denn da ich das Redeverbot nicht halten kann, muß ich ja wieder in Haft kommen... Ich hätte gar nichts dagegen, wenn ich aus dem Gefängnis nie mehr herauskäme. Ich betrachte meine Lebensaufgabe jetzt als erfüllt. Also kein Gnadengesuch!“ Er wollte sich seine Freiheit nicht mit einem faulen Kompromiß erkaufen.

Gerade das Gefühl, seinem Gewissen gefolgt zu sein und um seines Glaubens willen verfolgt zu werden, gab ihm die Kraft zum Durchhalten. Die psychische Verfassung, in der er sich damals befand, hat er in seinen Erinnerungen beschrieben: „Als die Gefängnistür eingeschnappt war und ich allein in dem Raum war, in dem ich schon viele Stunden zugebracht hatte, kamen mir die Tränen in die Augen, und zwar waren es Tränen der Freude, daß ich gewürdigt wurde, um meines Berufes willen eingesperrt zu werden und einer ganz ungewissen Zukunft entgegenzugehen.“ Und diese ungewisse Zukunft lag nach seiner Überzeugung nicht bei den Machthabern, sondern allein in Gottes Hand.

Am 3. Mai 1938 durfte Pater Mayer aufgrund der Österreich-Amnestie das Landsberger Gefängnis verlassen. Seine Freiheit war jedoch – wie zu erwarten – nur von kurzer Dauer, da er die Bedingungen der Gestapo, weder zu predigen noch Vorträge zu halten, nicht akzeptieren wollte. Bereits am 3. November 1939 suchten ihn schon wieder zwei Gestapo-Beamte auf. Sie kamen diesmal nicht wegen seiner Predigten zu ihm, sondern weil sie über verschiedene Personen und den Inhalt ihrer Gespräche mit ihm Auskunft haben wollten. Pater Mayer weigerte sich, irgendwelche Angaben zu machen, und gab als Begründung an: „Es wäre zweifellos ein großer Vertrauensbruch, wenn er von dem, was ihm als Seelsorger mitgeteilt werde, anderen und ausgerechnet der Geheimen Staatspolizei gegenüber Gebrauch machen würde.“

Er wurde erneut verhaftet, diesmal, weil er das Beichtgeheimnis wahrte, und auf Anordnung des Reichsführers SS zur Vermeidung weiterer Konflikte für die Dauer des Krieges am 23. Dezember 1939 nach Oranienburg, in das KZ Sachsenhausen, gebracht. Er wurde grundsätzlich von allen anderen Häftlingen ferngehalten und durfte nur allein eine halbe Stunde an die frische Luft mit der strengen Weisung, sich mit keinem Menschen in ein Gespräch einzulassen, auch nicht, wenn er angesprochen würde.

Am 7. August 1940 wurde P. Mayer plötzlich abtransportiert. Sein Gesundheitszustand war von Tag zu Tag bedenklicher geworden. Das NS-Regime, das ihn unter keinen Umständen zum Märtyrer machen wollte, faßte den Entschluß, ihn im Benediktinerkloster Ettal zu internieren, und zwar unter den Bedingungen, mit der Außenwelt nicht in Verbindung zu treten, sich in keiner Weise seelsorglich zu betätigen, mit niemandem – die nächsten Verwandten ausgenommen – zu korrespondieren und nur die Besuche zu empfangen, denen eine polizeiliche Erlaubnis erteilt worden war. Wie schwer es ihm fiel, sich diesen Auflagen zu unterwerfen, geht aus den Notizen hervor, die er über die Zeit seiner Internierung gemacht hat: „Seitdem bin ich ein lebender Toter“, so schrieb er, „ja dieser Tod ist für mich, der ich so voll Leben bin, viel schlimmer als der wirkliche Tod, auf den ich schon so oft gefaßt war. Der Gestapo und der ganzen Bewegung konnte ich keinen größeren Gefallen erweisen, als hier ruhig abzusterben.“

P. Mayer fügte sich diesen Einschränkungen nur mit Rücksicht auf das Kloster, mit Rücksicht auf seinen Orden und mit Rücksicht auf seine Freunde und Verwandten, die er nicht in Schwierigkeiten bringen wollte. Im Kloster hielt er sich wie während seiner ganzen Gefangenschaft an eine genaue Tagesordnung: Er stand morgens um vier Uhr auf, ging gern im Klosterweiher schwimmen und verbrachte seine Zeit mit Studium und Gebet. Mehr als sein eigenes Leid machten ihm die Verwüstungen Münchens und die bedrückenden Nachrichten zu schaffen, die er von überall her erhielt. Er hatte, so äußert er sich in einem seiner Briefe, mit seinem Leben völlig abgeschlossen und kein Verlangen mehr nach seiner früheren Arbeit.

Der 6. Mai 1945, der Tag, an dem amerikanische Truppen in Ettal einmarschierten, war für Pater Mayer der Tag seiner Befreiung. Am Fest Christi Himmelfahrt durfte er zum erstenmal auf der Kanzel der Klosterkirche predigen. Der Pförtner der Abtei, Bruder Pascal, war vom Inhalt dieser Predigt überrascht; er hatte etwas anderes erwartet und schrieb über seinen Eindruck: „Ich dachte, er wird nun über die Nazis loslegen, aber ich täuschte mich. Er sprach vom Vergeben, Vergessen, Verzeihen, und daß man nur ja keinen Angeber machen solle“, und er fügt hinzu: „eine Sprache, wie sie nur Heiligen eigen ist.“ Den Gedanken des Verzeihens entfaltete Pater Mayer wiederholt in den vielen Ansprachen, die er nach dem Ende der Naziherrschaft hielt. Er wandte sich gegen das Denunzieren, Schuldzuweisen und Verurteilen. Er wollte einen Neuanfang und die Versöhnung.

Fürsprecher und Vorbild

Am 6. Mai 1945 durfte P. Mayer endlich nach München zurückkehren. „Ein einbeiniger Jesuit kann eben“, sagte er gern, „wenn es Gottes Wille ist, länger leben als eine gottlose, tausendjährige Diktatur.“ Fünf Jahre zuvor hatte er die Stadt verlassen müssen, jetzt war sie ein Trümmerfeld. Die Menschen, die unter Massenarbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Verhaftungen zu leiden hatten, kamen mit ihren Anliegen wie ehemals zu ihm. Er tat, was möglich war, und nützte die Möglichkeiten, die sich ihm, dank seines Ansehens, aufboten, seinen Bittstellern zu helfen. Er hörte die Sorgen an, vermittelte Stellen, diktierte viele hundert Briefe, suchte Behörden auf, führte ungezählte Telefongespräche und teilte aus, was man ihm geschenkt hatte. Aber es war unverkennbar: Die Zeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen und hatte seine Kräfte aufgezehrt.

Am Allerheiligentag des Jahres 1945 konnte P. Mayer bei seiner Ansprache während des Gottesdienstes den Satz: „Es ist der Herr“, nicht mehr zu Ende sprechen und blieb aufrecht am Altar stehen. Die Leute sahen darin ein Symbol und sagten: „P. Mayer ist nie umgefallen, nicht einmal im Tod“, und sie hatten nicht den geringsten Zweifel, daß ein Heiliger gestorben war (vgl. Farbtafel 3).

Bald kamen viele hundert Menschen an sein Grab. Sie wollten über den Tod hinaus mit ihm verbunden bleiben. Die Menschen spürten, daß sie für diesen Mann nicht zu beten brauchten, sondern sich an ihn als Fürsprecher wenden könnten. Seine Grabstätte, die wegen des Besucherstroms vom Ordensfriedhof der Jesuiten am Rand der Stadt in die Innenstadt verlegt werden mußte, ist kein Mausoleum, sondern ein Wallfahrtsort, eine Stätte des Gebets. Sie wurde nicht errichtet, weil die Kirche seine Verehrung so lange nachdrücklich empfahl, bis sich die Menschen für ihn interessierten, sondern sie entstand von selbst. Das Andenken an diesen Mann brauchte nicht besonders gefördert zu werden, weil er ohnedies nicht vergessen worden wäre. Die Menschen behielten Pater Mayer so lebendig in Erinnerung, daß die Kirche sich mit ihm befassen mußte.

Pater Mayer hatte fünf Prozesse durchzustehen: seinen ersten vor dem Münchner Sondergericht und vier weitere nach seinem Tod vor kirchlichen Instanzen. Der erste Prozeß vor dem weltlichen Tribunal ging für Pater Mayer nicht gut aus, weil er dem Richter nicht versichern wollte, daß er sich künftig dem Predigtverbot der staatlichen Organe beugen werde. Die kirchlichen Prozesse, von denen zwei auf diözesaner Ebene und zwei in Rom durchgeführt wurden, konnten mit dem Ergebnis abge-

geschlossen werden, daß Pater Mayer den für eine Seligsprechung notwendigen Kriterien entsprach. Viele haben mit ihrem Eid bezeugt, daß sie seiner Fürsprache Gebetserhörungen verdanken; daß sie ihn kennengelernt hatten als einen Mann, der sich durch eine große Gottes- und Nächstenliebe auszeichnete und um seines Glaubens willen Verfolgung und Gefängnis auf sich nahm. Mit seiner Kanonisation erlaubt die Kirche, Pater Mayer zu verehren, als Fürsprecher anzurufen, auf seinen Namen Kirchen zu errichten und ihn zum Patron zu wählen. Vor allem erklärt die Kirche mit seiner Seligsprechung, daß das Leben dieses Mannes vom Geist des Evangeliums geprägt war und jeder Christ sich ihn zum Vorbild nehmen darf.

Was ist nachahmenswert an ihm? Welche Haltungen machen seine Aktualität aus? Weshalb weist die Kirche auf ihn hin? – Sie tut es gewiß nicht nur, damit Gläubige ihre Anliegen seiner Fürbitte anvertrauen, und auch nicht nur, um die Welt daran zu erinnern, daß das deutsche Volk zur Zeit der Nazi-Barbarei auch solche Männer hatte, sondern weil dieser neue Selige vielen ein Vorbild sein kann.

Den *Priestern*: daß sie mit aller Kraft und all ihrer Zeit ganz für die Menschen dasein sollen und deren Nöte, auch ihre materiellen Sorgen, ernstzunehmen haben. Den *Ordensleuten*: daß Gottverbundenheit und Offenheit für die Menschen miteinander in Einklang zu bringen sind; daß man für Gott erst dann frei wird, wenn man von allen Dingen frei geworden ist, und daß die Nachfolge Jesu immer Dienst an der Kirche ist. Den *Predigern und Journalisten*: daß sie nicht sich selbst und ihre Einfälle verkünden, sondern für die Wahrheit einzutreten haben. Den *Christen beider Konfessionen*: daß sie – auch wenn sie im Bekenntnis des Glaubens getrennt leben – die Verantwortung für die Gestaltung der Welt nach den Maßstäben des Evangeliums mittragen müssen. *Allen Menschen guten Willens*: daß jeder, ohne Rücksicht auf sich selbst, für seine Überzeugung einzustehen hat.

Der Kampf gegen Lüge, Unrecht und Gewalt ist mit dem Untergang einer Diktatur noch nicht vorbei. Es muß immer Menschen geben, die zurechtrücken, was entstellt worden ist, die von dem reden, was man nicht verschweigen darf, auch wenn man sich damit selbst schadet, und vor allem nicht nur von dem *reden*, was geschehen sollte, sondern es auch tun. Pater Rupert Mayer hat mit seinem mutigen Bekenntnis, mit seinem Widerstand, der stets gewaltlos war, und mit dem Zeugnis seines Lebens aus dem Glauben wichtige Zeichen gesetzt. Aufgrund seiner bewundernswerten Haltung hat er es verdient, unter die großen Gestalten der Kirchengeschichte eingereiht zu werden.